

# Einführung

*Timo Stickler (Jena) und Umberto Roberto (Neapel)*

Das fünfte Jahrhundert n. Chr. ist ein ‚schwieriges‘ Jahrhundert innerhalb der Spätantike. Es bietet weder die Dynamik eines epochalen Umbruchs nach Art des vierten – man denke an die Konstantinische Wende – noch verfügt es über die starke, fast schon melancholische Anziehungskraft des sechsten mit seiner Spätblüte so vieler verschiedener kultureller Bereiche in justinianischer Zeit. Zudem ist es ein ‚langes Jahrhundert‘: Beginnend mit der Schlacht bei Adrianopel 378 als einer unmittelbaren Folge jener Prozesse, die man früher „Völkerwanderung“ nannte und den Hunnen zuschrieb, reicht es weit über das Ende seiner zehnten Dekade hinaus: in Italien mindestens bis zum Tode Theoderichs des Großen 526, in Nordafrika bis zum Ende des Vandalenreiches 533/34 n. Chr. Aber wo verläuft der rote Faden der Ereignisse?

Vermeintliche Fixpunkte haben sich nicht als solche erwiesen: Die Katastrophe von Adrianopel hat sich aus einer komplexen Gemengelage heraus entwickelt, in der die Hunnen zwar eine wichtige Rolle spielten, aber keineswegs der eine, allein ausschlaggebende Faktor waren. Die sog. Völkerwanderung haben sie allenfalls mit ausgelöst, und die eine, epochale Völkerwanderung, wie sie seit Michael Ignaz Schmidts „Geschichte der Deutschen“ ab 1778 Eingang in das europäische kulturelle Gedächtnis gefunden hat, hat es ohnehin nicht gegeben. Auch die sogenannte Teilung des römischen Reiches in ein Weströmisches und ein Oströmisches Reich nach dem Tode Kaiser Theodosius’ des Großen 395 n. Chr. erweist sich bei näherem Hinsehen als ein nur mäßig überzeugender Versuch, den ereignisgeschichtlichen Verlauf der spätrömischen Geschichte übersichtlich zu gliedern. Über weite Strecken des fünften Jahrhunderts hinweg haben sich West und Ost als *coniunctissimum imperium* (Cod. Theod. 1, 1, 5) verstanden und politisch, militärisch, administrativ und juristisch zusammengearbeitet. Daran hat auch die Absetzung des Kaisers Romulus Augustulus durch den *patricius* Odoaker 476 n. Chr. nichts geändert. Noch für Theoderich den Großen und die Handlungsträger des sechsten Jahrhunderts war das eine, unteilbare *Imperium Romanum* der selbstverständliche Bezugspunkt ihres politischen Handelns. Gewiss, die vom Ereignisverlauf geschaffenen Fakten verringerten in einem fort die Bezugspunkte, auch die konkreten Bande zwischen West und Ost, aber noch hielten diese im fünften Jahrhundert, theoretisch und auch praktisch. Kann denn wenigstens das Schicksal Roms, der *urbs aeterna*, als Signum der Epoche dienen? Bedingt: Zwar erregte die Eroberung der Ewigen Stadt durch Alarich 410 n. Chr. bei den Zeitgenossen große, auch publizistische Aufmerksamkeit, aber die Aufregung legte sich bald; die späteren Plünderungen Roms von 455 und 472

sollten sich als viel verheerender erweisen. Ihr definitives Ende als antike Großstadt hat erst der ‚Kampf um Rom‘ während der Gotenkriege im sechsten Jahrhundert n. Chr. besiegelt.

Die Erforschung des Jahrhunderts, dem dieser Sammelband gewidmet ist, zwingt uns also von den Anhöhen einer vermeintlichen Deutungssicherheit hinab zu den Mühen der Ebene. Doch dieser Weg lohnt sich. Es ist immer wieder überraschend, wie unser Wissen durch neue Funde bereichert und oft genug auch korrigiert wird. Im Jahre 2019 wurden in Boumagueur im heutigen Algerien zwei Inschriften gefunden, die sich aufgrund ihres Inhalts auf das Jahr 452 n. Chr. datieren lassen.<sup>1</sup> Sie informieren uns über den damaligen Namen der betreffenden Stadt, Valentinianopolis, und bezeugen nebenbei die Anerkennung des oströmischen Kaisers Marcian im Weströmischen Reich<sup>2</sup> sowie die immer noch selbstverständliche Beachtung der mauretanischen Provinzialära (beginnend mit dem Jahre 40 n. Chr.)<sup>3</sup> in der spätantiken Provinz *Numidia* zum Zeitpunkt der Inschriftsetzung, kurze Zeit, bevor ganz Nordafrika an die Vandalen fallen sollte. Auch nach dem Verzichtfrieden des Jahres 442, der Kaiser Valentinian III. genötigt hatte, das afrikanische Kernland rings um die Hauptstadt Karthago König Geiserich zu überlassen, arbeitete die kaiserliche Administration unermüdlich daran, die verbliebenen römischen Gebiete zu konsolidieren und eine mögliche Korrektur der augenblicklichen Realitäten in der Zukunft zu ermöglichen. Wie wissen aus Novellen Valentinians III., wie aktiv die kaiserliche Administration nach 442 n. Chr. im Hinblick auf Nordafrika geblieben ist.<sup>4</sup> Die Inschriften von Boumagueur bezeugen, dass dieses Engagement nicht nur in Italien, weitab von der Peripherie des Weströmischen Reiches, gleichsam formal behauptet wurde, sondern dass es ganz konkrete Ergebnisse direkt vor Ort zeitigte. Sie fügen unserem bunten, aber lückenhaften Bild von der komplexen historischen Realität im fünften Jahrhundert n. Chr. ein weiteres Mosaiksteinchen hinzu.

Umberto Roberto hat jüngst „prospettive di ricerca sul quinto secolo“ zusammengestellt, die Perspektiven aufzeigen, welche verschiedenen Richtungen

1 Siehe Belkacem Chahal/Xavier Dupuis, *Felix civitas Valentinianopolis. Une cité de Numidie au milieu du V<sup>e</sup> siècle*, in: BAA 8, 2020, 73–99.

2 Literarisch bezeugt ist die Anerkennung Kaiser Marcians durch seinen weströmischen Kollegen Valentinian III. durch die *Additamenta ad Prosp., Continuatio codicis Reichenaviensis* 21 (Chron. min. I 490) zum 30. März 452 n. Chr.

3 Zur mauretanischen Provinzialära grundlegend Ginette Di Vita-Evrard, *La dédicace des Horrea de Tubusuctu et l'ère de la province dans les Maurétanies*, in: Attilio Mastino (éd.), *L'Africa Romana. Atti del 9. Convegno di studio, Nuoro, 13–15 dicembre 1991, Sassari 1992*, 843–864, bes. 843–847. Sie begann mit dem Jahr der Ermordung des letzten Klientelkönigs Ptolemaeus durch Kaiser Caligula, also 40 n. Chr.

4 Mit klaren Hinweisen auf eine erhoffte Rückgewinnung der 442 n. Chr. verlorenen Territorien: vgl. Nov. Val. 12 (19.10.443), 2 (*Quod observari volumus, sicut dictum est, usque ad illud tempus, quo qualibet ratione atque eventu patriae vel propriorum recuperatio optata contigerit.*) u. Nov. Val. 34 (13.07.451), 4 (*[...] penes quos [scil. Afros] salvo urbis Romae privilegio haec humanitas permanebit, donec auspice deo eos in Africam redire contingat.*).

die Forschung in der Zukunft einschlagen könnte bzw. sollte.<sup>5</sup> Folgende Desiderate wurden von ihm im Einzelnen genannt:

- 1) eine weitere Diskussion über die Rolle der Barbarenreiche (insbesondere des Vandalenreichs) bei der Umstrukturierung der spätantiken Mittelmeerwelt im fünften Jahrhundert n. Chr.,
- 2) ein neuer Blick auf die sog. ‚Schattenkaiser‘ (Shadow Emperors, ‚imperatorum ombra‘) des späten Weströmischen Reiches,
- 3) ein steigendes Bewusstsein für die ‚Rückkehr‘ Roms als wichtigste Residenzstadt des Westreichs im fünften Jahrhundert n. Chr.,
- 4) die Fortführung der Diskussion um das politische Erstarken des westlichen Senatorenstandes neben dem westlichen Militäradel und das (zeitweise) Bündnis zwischen beiden Handlungsträgern,
- 5) eine Weiterführung der Diskussion über die kulturellen Leistungen der westlichen Eliten, insbesondere über den kulturellen Transfer zwischen West und Ost und die daraus resultierenden Folgen (etwa für Praxis und Themen der Geschichtsschreibung),
- 6) schließlich das Ringen um ein noch besseres Verständnis von der Komplexität des ‚Endes‘ des Heidentums im fünften Jahrhundert n. Chr. und sogar noch danach.

Die in diesem Band versammelten Aufsätze zeigen, dass alle von Umberto Roberto genannten Desiderate in der einen oder anderen Weise von den Verfasserinnen und Verfassern aufgegriffen worden sind, ohne dass diese seinen Forschungsbericht – er erschien erst nach der dem Sammelband zugrundeliegenden Tagung – bereits hatten rezipieren können. Dies ist ein schöner Beleg dafür, dass die einzelnen Beiträge, wie von uns erhofft, tatsächlich die aktuellen Tendenzen in der Erforschung des ‚langen Jahrhunderts‘ von Adrianopel bis zu Theoderich dem Großen widerspiegeln. Sie liefern Bausteine für ein zwar nicht gänzlich neues, aber doch modifiziertes Bild der mediterranen Welt im fünften Jahrhundert n. Chr., einer Welt, die eben nicht nur von Verlust und Niedergang, sondern auch – und oft an überraschender Stelle – von erfolgreicher Beharrung, mutigem Neuaufbruch und fortdauernder kultureller Blüte gekennzeichnet war.

Rene Pfeilschifter (Würzburg) spürt in seinem einführenden Beitrag der Faszination für das Ende des weströmischen Kaisertums nach und stellt die Frage, wie sich die unterschiedliche Entwicklung der beiden Reichsteile in dem Zeitraum zwischen 364 und etwa 430 n. Chr. erklären lässt. Er plädiert insbesondere für deskriptive und vergleichende Studien auf regionaler und lokaler Ebene, um durch die Vernetzung der zu erwartenden Ergebnisse in dieser Frage weiterzukommen.

Der Beitrag von Hendrik Wagner (Kiel) untersucht die Ereignisse, die zwischen 408 und 410 n. Chr. zur Eroberung Roms durch Alarich geführt haben. Seine minutiöse Rekonstruktion führt zu dem Ergebnis, dass die eigentliche, faktische

5 Umberto Roberto, *Prospettive di ricerca sul quinto secolo*, in: KOINΩNIA 46, 2022, 461–467.

‚Eroberung‘ Roms bereits bei Alarichs erstem Vorstoß im Spätsommer 408 n. Chr. erfolgt sei; die Ereignisse vom August des Jahres 410 hätten allerdings durch ihre spektakulären Begleitumstände (Verratsgerüchte, Zerstörungen) die Zeitgenossen und somit auch die Nachwelt mehr in ihren Bann gezogen.

Frank Schleicher (Jena) geht in seinem Beitrag dem Phänomen nach, dass ausgerechnet zu Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr., als die Krise des Weströmischen Reiches mit der Eroberung Roms durch Alarich im Jahre 410 einen (vermeintlichen) Höhepunkt erreichte, so unterschiedliche Autoren wie Orosius und Rutilius Namatianus optimistische Töne anschlugen und auf die unverbrüchliche Einheit des *orbis Romanus* verwiesen. Er betont die Zeitgebundenheit dieser Sichtweise; bereits wenige Jahre später sei die politische Grundlage hierfür sowohl aus christlicher als auch aus paganer Sicht nicht mehr gegeben gewesen.

Henning Börm (Rostock) widmet sich in seinem Beitrag den letzten Kaisern des Weströmischen Reiches im fünften Jahrhundert n. Chr. und überprüft, ob man zu Recht in ihrem Falle von ‚Schattenkaisern‘ sprechen sollte. Sein Ergebnis ist differenziert, denn so unterschiedlich wie die Herrscher seien auch ihre Herrschaftskonzepte gewesen. Börm plädiert dafür, die Chancen auf eine langfristige Stabilisierung ihrer Herrschaft, die Kaiser wie Majorian und Anthemius gehabt hätten, nicht zu unterschätzen; letztthin habe das schnöde Schlachtenglück entschieden. Eine notwendige Entwicklung hin zum ‚Ende des Weströmischen Reiches‘ habe es nicht gegeben.

Der Beitrag von Mischa Meier (Tübingen) beschäftigt sich mit der Geschichte der Hunnen im fünften Jahrhundert n. Chr. Er postuliert für die allerletzte Phase der Herrschaft Attilas einen Strategiewechsel des Hunnenkönigs. Vom Oströmischen Reich politisch unter Druck gesetzt, habe er seit dem Jahre 449 eine zunehmende Anbindung an das Imperium beabsichtigt. Sowohl die sog. Honoria-Affäre als auch die Kriege in Gallien und Italien 451/52 n. Chr. seien in diesem Kontext verortet. Timo Stickler (Jena) setzt sich in einer kurzen Replik mit der von Mischa Meier aufgestellten These auseinander.

Laura Mecella (Mailand) widmet sich der Situation nach dem Tod des Honorius 423 n. Chr., die mit der Kriegserklärung Theodosius' II. an den Usurpator Johannes und der Entsendung des Kinderkaisers Valentinian III. und seiner Mutter Galla Placidia samt einer zivilen und militärischen Entourage in den Westen einen Kulminationspunkt oströmischen Agierens mit gesamt-römisch-universalistischem Anspruch bildete. Ausdruck dieses Zusammenwirkens der beiden kaiserlichen Verwaltungsapparate in Ost und West ist eine umfassende Gesetzgebungsaktivität, deren restaurative Ziele den Impetus für die Entstehung des *Codex Theodosianus* gegeben haben mögen.

Jeroen Wijnendaele (Gent) widmet sich in seinem Beitrag der militärischen Verfasstheit des Weströmischen Reiches in seiner Endphase. Er plädiert dafür, sich vom traditionellen Fokus auf die führenden Heermeister und *patricii* zu lösen und, wo möglich, die zweite Riege der militärischen Befehlshaber im fünften Jahrhundert n. Chr. in den Blick zu nehmen. Erstere hätten zusehends ihr Hauptaugenmerk auf die *securitas Italiae* richten müssen, wodurch sich für Letztere,

zumal an der Peripherie des Reiches, immer wieder Möglichkeiten eröffnet hätten, sich als *Warlord* eine eigenständige Machtposition aufzubauen.

Udo Hartmann (Jena) macht in seinem Beitrag auf eine wenig beachtete Quelle zum Attilakrieg 451/52 n. Chr. aufmerksam. Die Reminiszenz des spätantiken Philosophen Damaskios von Damaskus in seiner *Vita Isidori* kann zwar nicht zur Klärung der Ereignisgeschichte beitragen, vermittelt aber Einsichten über die Kenntnisse, die man in den gebildeten oströmischen Milieus des beginnenden sechsten Jahrhunderts vom Schicksal des Weströmischen Reiches noch hatte.

Hansjoachim Andres (Jena) widmet sich in seinem Beitrag dem Phänomen apotropäischer Statuen in der Spätantike. Gerade für den Zeitraum des ausgehenden vierten und des fünften Jahrhunderts n. Chr. kann er eine Fülle von Fallbeispielen nachweisen, die die damalige Bedeutung der ‚Telestik‘ – so seine eigene Wortschöpfung – bezeugen. Es liegt nahe, das Phänomen mit der zeitgenössischen religiösen Gesetzgebung der theodosianischen Kaiser zu verbinden, die pagane Statuen zusehends ihrem kultischen Zweck entzogen und gleichsam einer Musealisierung zuführten.

Tabea Meurer (Mainz) beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit dem spätantiken Gallien, wo durch die reiche Schriftstellertätigkeit galloromanischer Senatoren eine besonders günstige Quellenlage zum fünften Jahrhundert n. Chr. existiert. Sie zeigt mit Blick auf diese soziale Schicht auf, wie überkommene Konzepte von *otium* und *negotium* in dieser speziellen Konstellation weiterwirken und (im Kontext der *conversio* zum geistlichen Stand) umgeformt werden konnten.

Roland Steinacher (Innsbruck) richtet in seinem Beitrag den Blick auf das spätantike Nordafrika und nutzt diesen regionalen Fokus, um übergeordnete Fragen zur politischen Entwicklung in der westlichen Hemisphäre des römischen Reiches zu diskutieren. Er legt nachdrücklich Wert darauf, die Kategorien ‚außen‘ und ‚innen‘ in diesem Kontext neu zu bedenken. Sowohl die Vandalen Geiserichs als auch zahlreiche maurische Machtbildungen des fünften und sechsten Jahrhunderts n. Chr. seien integraler Bestandteil des Reiches gewesen und hätten seine Transformation an der Schwelle von der Antike zum Mittelalter aktiv mitgestaltet.

Philippe Blaudou (Angers) untersucht die Rolle Papst Leos des Großen in den christologischen Kontroversen zwischen den Jahren 448 und 455 n. Chr. Ausgehend von der Überlieferungslage wird dargelegt, dass der Bischof von Rom schon längere Zeit Kontakte zum weströmischen Hof unterhielt und diese zur Stärkung seiner eigenen Position und seines Primatanspruchs zu nutzen gedachte. Ungeachtet der guten Beziehungen zu Valentinian III., Galla Placidia und Eudoxia gelang es Leo jedoch nicht, deren Verwandten Theodosius II. auf seine Position zu verpflichten. Unter Verweis auf seine eigene Autorität wies der oströmische Kaiser sämtliche weitergehenden Ansprüche des Papstes und der weströmischen Kaiserfamilie zurück.

Carla Sfameni (Rom) setzt sich auf archäologischer Basis mit Alan Camerons These auseinander, dass der Niedergang des Heidentums in Rom schon zur Zeit Theodosius' des Großen praktisch abgeschlossen gewesen sei. Für Rom lässt sich

zeigen, dass der öffentliche Raum im vierten und fünften Jahrhundert weiterhin auch von paganen Traditionen geprägt war. In Athen ist besonders ein Blick auf das Fortbestehen heidnischer Praktiken in privaten Kontexten möglich, etwa im Gebäude Chi am Südhang der Akropolis – das traditionell mit den neuplatonischen Philosophenkreisen der Stadt verbunden wird – durch Ritualzeugnisse vom Ende des fünften Jahrhunderts n. Chr. Dabei stellt sich auch immer wieder die Frage nach der Definition von ‚Paganismus‘ überhaupt.

Ignazio Tantillo (Neapel) befaßt sich mit einer möglichen Erklärung für das in der Forschung stark diskutierte Zeugnis des Augustinus, dass es in Nordafrika unter Christen den Brauch gegeben habe, Säulen in sakralen Kontexten Verehrung zu erweisen. Epigraphisch ist die Verbindung Christi mit der Feuersäule, die den Israeliten beim Exodus aus Ägypten den Weg gewiesen habe, bekannt; überhaupt handelte es sich hierbei um eine gängige christologische Interpretation dieser alttestamentlichen Episode. Bildliche Belege zeigen immer wieder, dass die Feuersäule konventionell als architektonische Säule dargestellt wurde. Inschriftlich ist zudem deutlich, dass die Assoziation realer Säulen mit der christologisch interpretierten Feuersäule existiert zu haben scheint. Dies könnte eine mögliche Erklärung für den nordafrikanischen Brauch darstellen.

Lucrezia Spera (Rom) widmet ihren Beitrag den vielfältigen Aspekten des Wandels in der archäologischen *sententia communis* im Hinblick auf die Bedeutung des spätantiken Rom zwischen der Tetrarchenzeit und dem Ende des westlichen Kaisertums. Besonders für die Epoche Theodosius’ des Großen und des Honorius lasse sich die kontinuierlich fortdauernde ideelle Bedeutung der Ewigen Stadt aufzeigen. Archäologisch fassbare Elemente dessen seien die architektonische Gestaltung der Kaiserresidenzen durch Restaurierungen wie Neubauten, die Errichtung einer kaiserlichen Vorstadt analog zum konstantinopolitanischen Hebdomon sowie die Anlage von kaiserlichen Grablegen.

Die in diesem Band versammelten Beiträge sind hauptsächlich aus Vorträgen hervorgegangen, die auf der internationalen Tagung „Das Weströmische Reich und seine Erforschung – neue Perspektiven“ gehalten worden sind. Ursprünglich als Präsenztagung in Jena geplant, musste sie infolge der Corona-Pandemie mehrfach verschoben werden und hat schließlich vom 2.–4. Juni 2021 als Videokonferenz stattgefunden. Insbesondere dem Jenaer Lehrstuhl-Team um Jessica Kahl ist es zu verdanken, dass der Ablauf technisch einwandfrei erfolgte und – ungeachtet der räumlichen Distanz – sogar ein wenig von der familiären Atmosphäre spürbar war, die wir uns von dem Zusammenkommen so vieler Kolleginnen und Kollegen aus unterschiedlichen Ländern erhofft hatten. Die Vorbereitung des Tagungsbandes für den Druck war eine deutsch-italienische Gemeinschaftsarbeit. Besonderer Dank auf den letzten Metern der Publikation gilt Hansjoachim Andres, Richard Dahlke, Udo Hartmann, Frank Schleicher, Sebastian Staub und Janine Stephan.

Jena und Neapel, im August 2023  
Timo Stickler und Umberto Roberto

# Vernichtung, Übergang, Fortdauer. Der Fall Roms und die Kontinuität des Lokalen\*

*Rene Pfeilschifter (Würzburg)*

Hätte die Jenaer Tagung vor vierzig Jahren stattgefunden, wäre ihr Titel und der des aus ihr hervorgegangenen Sammelbandes wahrscheinlich gewesen ‚Der Fall Roms‘. Das ungleich nüchternere ‚Das Weströmische Reich und seine Erforschung‘, das Timo Stickler und Umberto Roberto gewählt haben, zeigt, dass auch den Altertumswissenschaften das Pathos abhandengekommen ist. Vor allem aber fehlt die Teleologie. Die aktuelle Forschung betrachtet den Untergang des Römischen Reiches nicht mehr als den Fluchtpunkt aller historischen Prozesse, als Klios letztinstanzliches Urteil über das fünfte Jahrhundert. Sie sieht darüber hinaus, blickt darum herum und kümmert sich häufig gar nicht mehr darum. Aëtius ist schon länger nicht mehr als letzter Römer bezeichnet worden, und Politiker wie Ricimer und Orestes gelten nicht mehr als gemeinwohlvergessene Totengräber des Imperiums.

Ignorieren sollten wir Wissenschaftler den Fall Roms aber auch nicht. Schon aus dem ganz pragmatischen Grund der öffentlichen Wahrnehmung unserer Fächer nicht. Neben athenischer Demokratie und dem Cicero-Caesar-Augustus-Komplex ist der Untergang des Römischen Reiches der letzte große Erinnerungsort der westlichen Gesellschaften, der mit der Antike zu tun hat. Das letzte Mal, dass eine fachwissenschaftliche Auseinandersetzung über spätantike Themen die Feuilletons in Deutschland erreicht hat – ich muss zugeben, dass ich die öffentlichen Diskussionen in Italien nicht gut genug überblicke, um dafür das Gleiche zu behaupten –, war um 2005, nämlich die von Peter Heather und Bryan Ward-Perkins entfachte Debatte über den aus ihrer Sicht gewaltsamen Abbruch der römischen Antike.<sup>1</sup> Noch eindrücklicher, wenngleich für uns Fachwissenschaftler häufig nicht ganz so erfreulich, sind die Übertragungen von Gegenwarts-

---

\* Das gesprochene Wort des bei der Tagung gehaltenen Vortrags ist weitgehend beibehalten. Die Anmerkungen beschränken sich auch für die antiken Partien auf das Nötigste. Denn zum einen will ich hier nur einige Gedanken skizzieren, zum anderen liegt mit Meier 2019 nun ein grundlegendes Handbuch zur Völkerwanderung vor, das alle wesentlichen Nachweise gibt. Zur Bedeutung dieses Werkes vgl. die profunde Besprechung von Stickler 2022 sowie Pfeilschifter 2020.

1 Heather 2007; Ward-Perkins 2007.

problemen auf die Vergangenheit. Vor ein paar Jahren ging Rom an der Migration zugrunde, neuerdings am Klima und an Seuchen.<sup>2</sup>

Der zwar schwindende, aber immer noch vorhandene Stellenwert des Falls Roms in aktuellen Debatten rührt davon her, dass Europa sich über eineinhalb Jahrtausende an diesem kollektiven Trauma abgearbeitet hat. Jedenfalls scheint mir dies die nächstliegende Erklärung dafür zu sein, dass die Gesellschaften des Kontinents in recht regelmäßigen Abständen das Bedürfnis nach einer kulturellen Renaissance des alten Rom verspürt haben. Gerade die Nationalgeschichten Italiens und Deutschlands sind von der Sehnsucht nach Rom geprägt worden. Im Falle des Kernlandes der römischen Zivilisation ist das nicht weiter verwunderlich. Der Rückbezug auf das Imperium hatte dort aber auch damit zu tun, dass wenigstens bis hin zu Cavour und Garibaldi die turbulenten Prozesse des fünften und sechsten Jahrhunderts eine erhebliche Wirkung auf die Landkarte und die politischen Strukturen Italiens ausübten, sie teilweise sogar einfroren. Das zielt vor allem, aber nicht nur auf den Bischof von Rom.

Für Deutschland ist das Ganze ein bisschen schwieriger zu verstehen. Hier begegnet man nicht auf Schritt und Tritt einem Relikt der Antike, ja große Teile des Landes hatten nie unter direkter römischer Herrschaft gestanden. Die *translatio imperii* von Rom nach Aachen und später nach Magdeburg entsprang lediglich der Kontingenz der Macht. Im Franken- bzw. Ostfrankenreich befand sich zufällig derjenige König, der dem Papst am ehesten geeignet schien, ihm bei seiner eigenen italienischen Politik zu helfen.<sup>3</sup> Und Machtinteressen waren es auch, welche den Kaiserrang für Franken und später Deutsche attraktiv machten: Er erleichterte, ja ermöglichte erst die Herrschaft über Italien, vor allem über dessen nördlichen, von allen westeuropäischen Regionen über lange Jahrhunderte des Mittelalters am weitesten entwickelten Teil, und er verschaffte dem deutschen König den ersten Rang unter den Fürsten Europas. Dieses neue, römisch-deutsche Kaisertum bildete bald seine eigenen Traditionen aus. Aber die Begeisterung verwundert dennoch, mit der all die Ottos, Heinrichs und Friedrichs die Aufgabe übernahmen, in jeder Generation von Neuem nach Süden zogen und dort mit einer jeweils unterschiedlich temperierten Mischung aus Freude, Genervtheit und Widerstand empfangen wurden. Doch so wie die Deutschen Mailand, Bologna, Florenz und natürlich Rom bestaunten (und bekriegten), so stellten sie sich auch mit Freuden in die Traditionen des Imperiums. Schon Karl der Große, später die Staufer, dann die Habsburger des 15. und 16. Jahrhunderts stilisierten sich ausdrücklich als *Augusti*.

Auch als die Deutschen nicht mehr nach Italien zogen, nach Karl V., hielten sie zäh an ihrem Imperium fest. Nach dem Urteil der älteren deutschen Ge-

2 Migration: Steinacher 2017 mit kritischem Resümee zu aktualisierenden Debatten im Zusammenhang mit der Flüchtlingskrise. Klima: gegenüber dem eine gewisse öffentliche Aufmerksamkeit erregenden Buch von Harper 2020 vgl. die differenzierte Argumentation von Haldon u. a. 2020.

3 Vgl. Riché 1994, 665–669, 686–688, 703–712.



schichtsschreibung wurde das bald anachronistisch. Spätestens im 18. Jahrhundert hätten die Zeitgenossen das ‚Römische Reich‘ nur noch für eine kuriose Angelegenheit gehalten, bemerkenswert vor allem dadurch, dass bei jeder Kaiserkrönung die deutschen Fürsten in lustiger Kleidung durch Frankfurt liefen.

Als Kaiser Franz II. am 6. August 1806 die Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation niederlegte, angesichts der Bildung des Rheinbundes und vor allem unter erheblichem französischem Druck, soll das Ereignis mit allgemeiner Gleichgültigkeit aufgenommen worden sein. Doch dieses Urteil verdankt sich einer gelangweilten Tagebucheintragung Goethes, die freilich oft mißverstanden wurde,<sup>4</sup> vor allem aber einer borussischen Perspektive. Tatsächlich fielen die Reaktionen auf das Ende des Reiches in Deutschland weit zahlreicher und bewegter aus, als es eine Geschichtsschreibung, die schon zum Neuen, zum kleindeutschen Nationalstaat hindrängte, lange wahrhaben wollte. Gerade in den nicht von großräumigen Staatsbildungen geprägten Regionen jenseits von Preußen und Bayern, in Franken zum Beispiel und in Thüringen, also in den Winkeln Deutschlands, wo der Horizont angeblich nicht über den Kirchturm hinausreichte und die bis zum Schluss das ‚Reich‘ ausmachten, in den größeren und kleineren Städten, kurz: im Lokalen, dort herrschte Bestürzung. Von leisem Bedauern über öffentliche Betroffenheit und überraschtes Nichtglaubenwollen bis hin zu erstarrtem Schweigen reichten die Verhaltensäußerungen. Die Verarbeitung blieb auch keineswegs auf den Moment beschränkt, sondern reichte über Jahrzehnte hinweg, sie formte im frühen 19. Jahrhundert die Vergangenheitswahrnehmung einer ganzen Generation und prägte deren politische Erwartungen.<sup>5</sup>

Einige Jahrzehnte später, nach der Reichsgründung, kam in der deutschen Geschichtsschreibung die Vorstellung eines besonderen deutschen Weges auf, in positiver Abgrenzung gerade zu Frankreich und England. Angesichts der Katastrophen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kehrte sich die These vom Sonderweg nach 1945 ins Negative. Exaltierte Vorstellungen, die eine gerade Linie von Luther über Bismarck zu Hitler zogen, sind zwar längst erledigt. Die zeit-historischen Kollegen untersuchen heutzutage eher die Frage, warum sich mit dem Nationalsozialismus gerade in Deutschland ein totalitäres Regime in seiner schlimmsten realisierbaren Form etablieren konnte. Der ‚Sonderweg‘ wird, gewöhnlich ohne so bezeichnet zu werden, meist nur bis ins Kaiserreich von 1871

---

4 Goethe 1993, 75, notierte am 7. August 1806, auf einer Reise befindlich: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bock, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte als die Spaltung des römischen Reichs.“ Das wirkt, als ob Goethe nur eine Randbemerkung für das Ende des Reiches übrig hatte und ihm der Streit zweier Dienstboten wichtiger war. Doch zum einen bezog er sich gar nicht auf die Niederlegung der Krone – von der er noch nichts wusste –, sondern auf die Proklamation des Rheinbundes ein paar Tage zuvor. Zum anderen geht aus weiteren Einträgen dieser Tage hervor, dass die Reisegesellschaft die politische Lage intensiv debattierte.

5 Grundlegend ist Burgdorf 2009, 173–334, bes. 189 f. (Goethe).

zurückverfolgt.<sup>6</sup> Es scheint mir aber doch so viel an den Vorstellungen vor allem eines Heinrich August Winkler zutreffend zu sein, dass der Reichsgedanke, die Sehnsucht nach dem verlorenen Universalismus, das politische Handeln in Deutschland und auch in Italien stärker prägte als etwa in England, Spanien oder Polen. Die Deutschen hielten zäh an ihm fest und bastelten sich daraus einen Exzeptionalismus – mit erratischen Folgen und mit der äußersten Konsequenz der Weltkatastrophe.<sup>7</sup>

Wozu diese dilettierenden Ausflüge in die Nachantike? Sie sollen zeigen, dass der Fall Roms nicht nur eine essayistische Denkfigur ist, sondern das Handeln der Spätergeborenen über viele Generationen geprägt hat. Und es ist hofentlich auch deutlich geworden, dass der Fall Roms, ja überhaupt Rom sich nicht am Senat, am Recht oder einem Ausklingen der Literatur – zu dem es übrigens ja gar nicht kam – festmachte, sondern am Kaisertum und seinem Ende im Westen. Dieses Ereignis von 476 fand in den zeitgenössischen Quellen nicht viel Resonanz.<sup>8</sup> Es ist, so eine These der Forschung, eher gleichmütig aufgenommen worden – die Heermeister waren längst wichtiger als die Kaiser; es hatte schon zuvor Phasen ohne Kaiser gegeben; Konstantinopel würde über kurz oder lang einen neuen *Augustus* schicken.<sup>9</sup> Folgt man dieser Interpretation, so bewirkte die Entlassung des Romulus Augustulus in eine frühe Pension also nicht viel andere Reaktionen als der Verzicht des Habsburgers Franz im Jahr 1806.

Für das zweite Ereignis lässt sich das Gegenteil gut aus den Quellen belegen. Meinen Unglauben an den Gleichmut im ersten Fall kann ich leider nicht beweisen. Es scheint mir aber zwei Gesichtspunkte zu geben, die in der Forschung oft unterschätzt werden. Erstens: Was können wir von unseren Quellen überhaupt erwarten? Die Eroberung Roms im Jahr 410 fand ein starkes Echo unter den Zeitgenossen, wenngleich nicht zu übersehen ist, dass es eher intensiv als wirklich breit gestreut ist.<sup>10</sup> Zwei Generationen später ist die Quellenlage weitaus schlechter. Zum Teil ist das schlicht Zufall der Überlieferung. Es ist aber auch Kontext und Folge des zu überliefernden Ereignisses, also der sich drastisch verschlechternden politischen Rahmenbedingungen. Das *Otium*, das man für reflektierende schriftliche Äußerungen haben muss, stand angesichts der unruhigen Zeit-

6 Eine meines Erachtens immer noch tragfähige Konzeption hat Kocka 1988 vorgestellt, mit historiographischem Überblick und Korrekturen gegenüber älteren, ausgreifenderen Entwürfen. Zur Forschungsgeschichte in der alten Bundesrepublik vgl. auch Dworok 2015, 303–310.

7 Winkler 2000.

8 Die vielzitierte Notiz Marcell. chron. a. 476.2 (Chron. min. II 91) wurde erst ein knappes halbes Jahrhundert später niedergeschrieben.

9 Vgl. den Forschungsüberblick bei Meier 2014, 143–149, 184 f., der selbst für die Bedeutung des Einschnitts von 476 plädiert. Meier betont zwar, anders als hier, mehr die mittel- und langfristigen Konsequenzen, aber seine Differenzierung zwischen dem Verschwinden des Kaisertums als Institution und seiner Fortdauer als „Denkfigur“, also dem durchaus bemerkten und bedauerten Entstehen einer politischen Leerstelle, trifft das Richtige. Dezidiert anders Börm 2018, 126–135: „Einen römischen Westen konnte es auch ohne einen eigenen Kaiser geben“ (130).

10 Zu den zeitgenössischen Quellen Meier/Patzold 2010, 13–82.